



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Chorn.

1903. * № 10.

Eine Einsame.

Novelle von Emma Merkt.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Gitta war entschieden weniger freundlich und liebenswürdig gegen Auguste wie vor deren Verheiratung, als habe sie anderes von dieser Ehe erwartet. Auch der Rittmeister verbarg nur nach außen hin eine grimmige Enttäuschung, die er zu Hause durch häufige schlechte Laune verriet. Er hatte in der Tat mit Zuversicht geglaubt, Auguste sei in ihn verliebt und werde sich, wenn sie erst seine Frau geworden sei, um den Finger wickeln lassen. Er hoffte, im uneingeschränkten Besitz ihres Vermögens ein flottes, lustiges Leben zu führen, zu dem ihm bisher die Mittel gefehlt hatten. Der Ehekontrakt, auf dem sie bestanden, war die erste Enttäuschung gewesen; aber ein solches Hindernis hätte sich umgehen lassen, wenn sie so schwach und nachgiebig geworden wäre, wie er es nach seinen früheren Erfahrungen bei den Frauen erwartete. Auguste, die keine Ahnung besaß, welche Summen ein eleganter Kavaliere durch die Finger rutschen lassen kann, fand es ganz genügend, daß sie den Haushalt, die Wohnung, alle Ausgaben bestritt, und meinte, die Pension, die ihr Gatte zu seiner eigenen Verfügung hatte, müsse ihm als Taschengeld vollständig hinreichen. Einer blind verliebten, zärtlich hingebenden Frau hätte er diese unbequeme Anschauung ausgedrückt und ihr das Verfügungsrecht über ihren Besitz abgeschmeichelt. Aber bei Augustens zurückhaltendem Wesen, bei dem kühlen Ton, der zwischen ihnen herrschte, ward es ihm bei all seiner sonstigen Gewandtheit unmöglich, die Geldfrage zu berühren. Er wollte sich doch von den ernsten Augen seiner Frau nicht völlig durchschauen lassen.

Als der Winter gekommen war, verkehrte der Rittmeister fast ebensoviel wie in seiner Junggesellenzeit im Café Luitpold, und Auguste war so einsam wie vor ihrer Verheiratung, nur unglücklicher als je zuvor in ihrem Leben.

Eines Abends im Karneval kam Gitta, die sie längere Zeit nicht mehr besucht hatte, aufgeregter zu später Stunde und in glänzender Balltoilette hereingelaufen und rief, ohne sich nur recht Zeit zur Begrüßung zu nehmen: „Wo ist dein Mann? Ich muß ihn ein paar Augenblicke sprechen. Ich bin deshalb vor dem Ball rasch bei euch vorbeigefahren.“

Ihre Stimme klang heiser; sie hustelte, und es war etwas Ruheloses in ihren Augen.

Auguste staunte die helle, wie in einer rosigigen Duftwolke schwebende Erscheinung, die so unvermutet in ihr einsames Zimmer getreten war, bewundernd an. So schön war ihr die junge Frau noch nie erschienen wie nun mit den heißglänzenden Augen, den lebhaft geröteten Wangen, mit den funkelnden Steinen an dem weißen Hals. Aber Gittas sichtlich Erregtheit, das Geflackern in ihren Augen, ihre ungeduldige, gedankenabwesende Art zu sprechen, beunruhigte sie.

„Geht Fritz mit auf den Ball?“ fragte sie unwillkürlich. „Wartet er unten im Wagen?“ Gitta blickte sie verständnislos an, als habe sie die Frage nur halb gehört. „Wer?“ stieß sie zerstreut hervor. „Mein Mann? Nein, nein! Aber sag doch — wo ist Hans? Ich habe Eile.“

Der Rittmeister war ausnahmsweise zu Hause.

„Ich gehe in sein Zimmer,“ erklärte Gitta



Ferid Pascha,
der neue türkische Großwesir. (S. 75)

sehr bestimmt und rauschte an Auguste vorbei.

„Du bist erkältet, Gitta, du solltest nicht tanzen!“ mahnte diese, von dem wiederholten trockenen Husten der jungen Frau erschreckt.

„Ah bah, das hat nichts zu sagen. Um ein bißchen Heiserkeit kann ich mich nicht

kümmern, dazu bin ich nicht in der Stimmung. Gute Nacht, Auguste!“

Die Verabschiedung war deutlich genug. Gitta trat in das Zimmer des Rittmeisters und schloß hinter sich die Tür.

Auguste hatte eine dumpfe Angst erfaßt, als drohe irgend ein Unheil. Nach einer Weile hörte sie die Stimme der jungen Frau im Flur. Hans schien sie die Treppe hinabzubegleiten.

Der Wagen rollte fort. Er kam zurück und setzte sich mit finstrem Gesicht zum Abendessen, das schweigend verlief.

„Gitta war heute so sonderbar,“ bemerkte Auguste endlich und sah ihn unwillkürlich mit einem fragenden Blicke an. „Ich glaube, sie ist krank.“

„Ich glaube vielmehr, sie hat Dummheiten im Kopf,“ gab er mürrisch zur Antwort. Dann schob er mißmutig den Teller weg und ging im Zimmer auf und ab.

Auguste nahm die Zeitung zur Hand, mehr aus nervöser Unruhe als aus Interesse an Tagesnachrichten.

„Sei so freundlich, jetzt nicht zu lesen,“ sagte er, vor ihr stehend bleibend, „ich habe mit dir zu sprechen.“

Ihr Gesicht drückte ängstliche Besorgnis aus. „Was ist's? Ist's Gittas wegen? Was wollte sie nur?“

„Gitta? Was kümmert uns Gitta?“ erwiderte er ungeduldig. „Eine ganz persönliche Angelegenheit, die ich lange mit dir erörtern wollte. Ich brauche eine größere Summe, ungefähr dreißigtausend Mark.“

„Aber wozu?“ fragte sie unwillkürlich erschrocken. „Du willst doch nicht spekulieren, Hans?“

„Mein Gott, mach doch nicht immer gleich Augen, als sähest du Gespenster! Wenn du dir nicht in den Kopf gesetzt hättest, dein Vermögen selbst zu verwalten, dann brauchte ich dir nicht diesen Schrecken einzujagen, bei dem dir förmlich die Haare zu Berge stehen. Wahrhaftig, es ist eine geradezu lächerliche Lage für mich! Man weiß, daß ich eine wohlhabende Frau geheiratet habe — ich kann doch nicht jedem Menschen auseinanderzusetzen, daß meine Frau in beleidigendem Mißtrauen gegen mich von einer Gemeinschaftlichkeit des Besitzes, wie er sonst in der Ehe üblich ist, nichts wissen will und mich einem peinlichen Verhör unterwirft, wenn ich mir zum ersten Male die Bemerkung erlaube, ich brauche Geld! — Nimm an, ein Freund hätte

es nötig. Er kam mich ja zum Schweigen über seine Verhältnisse gebeten haben. Wir Männer plaudern eben nicht wie die Frauen."

Der maßlos gereizte Ton, in dem er sprach, erbitterte sie immer mehr. Sie hatte ja gemußt, daß ihr Vermögen bei seiner Wahl eine Rolle gespielt. Aber seine Wut über das Verwaltungsrecht, das sie sich vorbehalten, die er ihr nun in seiner ärgerlichen Laune verriet, zeigte ihr doch erst, von welcher nüchternen, kalten Geldgier sie sich hatte fangen lassen.

"Mein bescheidener Einwand hat kaum diese aufgeregte, zornige Erwiderung verdient," versetzte sie. "Aber ich werde nicht mehr fragen. Du sollst das Geld morgen haben. Es hat doch noch Zeit bis morgen?"

Sie sagte es mit blaffen Lippen in einem Tone, aus dem er eine beleidigende Geringschätzung heraushörte.

"Ja, es hat Zeit," brummte er mit übellautigem, stark gerötetem Gesicht. "Diesem vergnügten Abend werde ich aber nun mit deiner gütigen Erlaubnis ein Ende machen. Gute Nacht!"

Sie hörte ihn draußen leise vor sich hin pfeifen, als wolle er sich künstlich in gute Stimmung versetzen. Nun, da sie ihn kannte, durchschaute sie auch seine Gedanken. Wie gleichgültig, wie ärgerlich sie ihm war! Wie er nun wohl innerlich beschloß: "Bah, vergessen wir die langweilige Frau bei einer Flasche Sekt!" Sie drückte die Hände vor das Gesicht und senkte in einem dumpfen, tränenlosen, verzweifeltsten Entsetzen. Was hatte sie getan? Wie war es möglich gewesen, daß sie so blind in das Glend dieser Ehe rannte? Das also war ihr Gatte! Mit diesem fremden Mann, von dem ihre Seele nichts wußte, sollte sie nun vereint bleiben ihr Leben lang! Welche Lüge — welche Schmach!

Eine wilde Anklage gegen Gitta, die dieses Band geknüpft, erhob sich in ihr. —

Am nächsten Tage wollte sie eben zur Bank gehen, um die von ihrem Gatten geforderte Summe zu erheben, und war schon in Hut und Mantel, als das Zimmermädchen Gittas mit verstörtem Gesicht einen Brief an sie brachte.

Fritz hatte in höchster Bestürzung ein paar Zeilen auf ein Blatt gekritzelt.

"Ich bitte dich, Auguste, komme so bald als möglich! Meine arme Frau liegt im ärgsten Fieber."

Auguste besann sich keinen Augenblick. Er rief, er brauchte sie. Alles in der Welt hätte sie im Stiche gelassen, um zu ihm zu eilen.

Sie vermochte sich erst selbst kaum zu fassen, als sie in dem Krankenzimmer stand. War es denn möglich? Eine so jähe Wandlung? War's dieselbe Gitta, die sie am Abende noch in ihrer übermütigen Schönheit angestaunt hatte, die blühende, lebenslustige Gitta, das Sonnenkind, die nun fieberwürr, stöhnend, von Schmerzen gequält in den Kissen lag?

Der Arzt, den man schon in der Nacht geholt, hatte eine heftige Lungenentzündung konstatiert und erklärt, die junge Frau müsse wohl von einer leichten Influenza befallen gewesen sein und durch eine dazugetretene Erkältung sich diesen plötzlichen wilden Ausbruch der Krankheit zugezogen haben. Bei ihrer Heimkehr hatte sie kaum noch zu sprechen vermocht und angstvoll die Hände auf die Brust gedrückt.

Auguste zerfloß in Mitleid mit der Kranken und dem armen Fritz, der mit so rührender Sorge das geliebte Weib betrachtete, der

selbst ganz zerfallen aussah nach dem Schrecken dieser Nacht. Sie schickte einen Boten nach Hause, ließ sich das Nötige für ein paar Tage bringen und schrieb ihrem Gatten, sie sei als Pflegerin unentbehrlich; er möge sich ihre Unterschrift holen und in der am Abend besprochenen Angelegenheit selbst seine Schritte tun.

Er ließ zurücksagen, die Sache eile im Augenblicke nicht.

Es war ein furchtbarer Kampf der lebensvollen, kräftigen Natur der jungen Frau gegen das verzehrende Krankheitsgift, das in ihren Adern wütete, ein heißes Ringen gegen den Tod.



Das für Berlin bestimmte Denkmal des Grafen v. Noen. (S. 75)

Wenn Auguste in dem Jammer dieser Nächte, in den bangen Stunden, die sich in Leidenstagen so schwer und endlos dehnen, Fritz in die Augen schaute, wenn sie seinem kummervollen, verzweifeltsten Blick begegnete, dann hatte sie nur den glühenden Wunsch: Dürfte ich sterben und sie für ihn retten! Er hat sie so namenlos lieb!

Die Tränen rannen ihr über die Wangen herab in einem Übermaß des Glücks, als sie ihn einmal mit der Botschaft, es ginge besser, aus dem kurzen Schlummer wecken durfte. Sie lauschten nun beide auf die leichten Atemzüge Gittas, als läge das Leben der Welt auf diesen leise geöffneten, vom Fieber zerrissenen Frauenlippen.

Ein paar Tage lang durfte man wieder Hoffnung schöpfen. Die Temperatur war gesunken, das Bewußtsein zurückgekehrt; aber

der Arzt erschraf über die zunehmende Herzschwäche, die keinem Mittel weichen wollte.

Fritz ahnte nicht, wie bedenklich es stand. Auguste wußte es. Unermüdet saß sie neben dem Krankenbett und tat, was nur treue Pflege vermag, die Leidende zu retten.

Eines Nachts war sie allein mit Gitta. Fritz, der seine Arbeit nicht völlig im Stiche lassen konnte, brach fast zusammen nach diesen erschöpfenden schlaflosen Nächten. Er hatte sich auf seinem Sofa ein wenig zur Ruhe gelegt.

Die Kranke hatte lange teilnahmslos im Halbschlummer gelegen. Plötzlich richtete sie sich auf, schaute in wilder Angst um sich und stöhnte: "Ich muß sterben!"

Auguste drückte sie sanft in die Kissen nieder und rief leise nach dem Mädchen, das im Nebenzimmer in den Kleidern schlief, um sie eiligst nach dem Arzt zu schicken. Sie rieb Gitta die Stirne mit aromatischem Essig, sie gab ihr stärkende Tropfen und tröstete und beruhigte sie mit liebevollen Worten wie ein krankes Kind. Aber die großen, unheimlich starren Augen blieben auf ihr ruhen mit einem Ausdruck des Schreckens.

"Die Briefe — die Briefe! Er soll sie nicht finden!" hauchte sie mühsam mit ihrer gebrochenen Stimme und deutete auf das Nebenzimmer.

Auguste meinte, sie spräche im Fieber. Die schmalen, durchsichtigen Hände Gittas tasteten und suchten auf dem Tischchen neben dem Lager.

"Was willst du? Was möchtest du, Liebe?" fragte sie.

"Die Briefe — die Briefe! Verbrennen — alles!" wiederholten die um Atem ringenden Lippen, und die zitternden Finger hielten einen Schlüssel empor, den Gitta sonst wohl am Hals getragen hatte und der nun neben ihrem Bette lag.

"Fritz darf sie nicht finden! Er würde ihn töten! — Er darf ihm nichts zuleid tun!"

Und da Auguste noch immer zögerte, sie zu verlassen, nur mit wachsendem Entsetzen in die wachsblassen Züge schaute, die sich seltsam verändert hatten, umklammerten die suchenden Hände ihren Arm: "In meinem Schreibtisch — die Briefe! Da drinnen — in dem Schubfach links! Ins Feuer damit! — Ich hatte einen anderen lieb — auf dem Ball — ich wartete auf ihn, es war so kalt — so eilig kalt!"

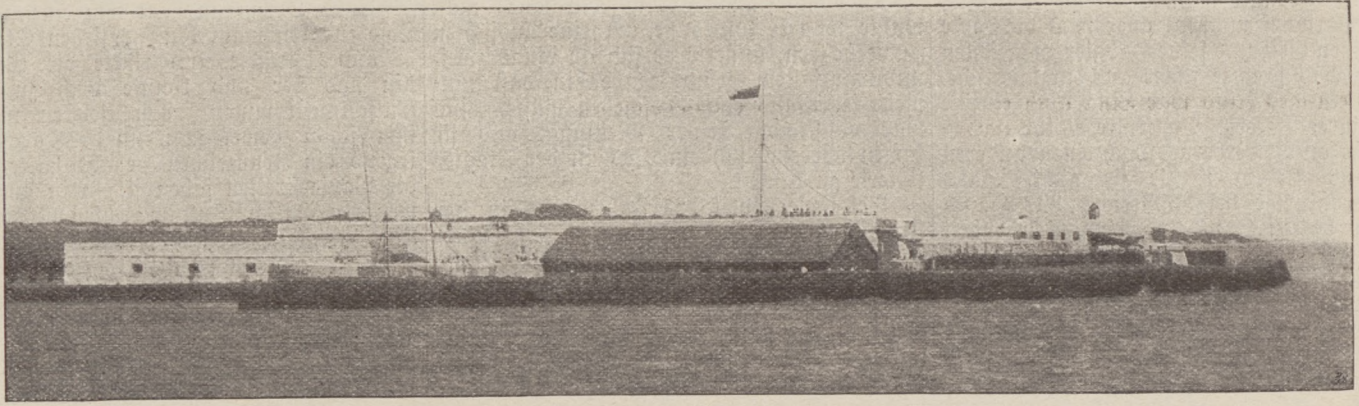
Ein Schauer lief ihr über die Glieder. In Todesangst sich aufrassend, als wolle sie von ihrem Lager fortstürzen, stieß sie Auguste weg: "Fritz soll es nicht erfahren! Ich will selbst — so laß mich doch, ich muß da hinein — an meinen Schreibtisch! — Ich muß sie verbrennen!"

"Um Gottes willen, Gitta, bleibe ruhig!" flehte Auguste in fassungsloser Bestürzung. "Ich tue ja alles, was du willst!"

Die Unruhe der Kranken, ihr Verlangen, sich zu erheben, das Bett zu verlassen, erinnerte sie an die Sterbenacht ihres Vaters. Wenn es zu Ende ging mit Gitta, mußte sie Fritz dann nicht wecken, durfte sie ihm einen letzten Abschied rauben? Aber wie konnte sie die Unselige allein lassen in der furchtbaren Stunde?

Die flackernden Augen Gittas flehten so dringend, als lebte in dieser sich unmachenden Seele nur noch das Bewußtsein der Schuld, der mahnende Vorwurf des Gewissens.

Auguste begriff mit ihrem übermüdeten Kopf, in ihrer Herzensangst erst allmählich, um was es sich handelte: die Tragweite dieses Bekenntnisses, den entsetzlichen Jammer,



Das Fort San Carlos bei Maracaibo (Venezuela).

der für Fritz in diesen Briefen liegen würde. Nein, er durfte sie nicht finden. Sie mußten vernichtet werden, solange es noch Zeit war.

Sie schleppte sich in das Nebenzimmer an den Schreibtisch. Ihre Hände zitterten in solcher Aufregung, daß sie kaum den Schlüssel zu halten vermochte.

Wenn er kam, sie hier fände! Auch der Arzt konnte nicht mehr lange ausbleiben. Es blieben ihr vielleicht nur wenige Minuten, und doch mußte sie immer wieder an die Tür eilen, nach Gitta sehen, die ruhelos horchte und die Hände bewegte, als wolle sie sagen: „Fort, fort!“ als bemühe sie sich, in ihrer Todesstunde auszulöschen, was sie getan. Endlich drehte sich der Schlüssel im Schlosse. In dem Schubfach lag ein Stoß Briefe, ungeordnet übereinander, dazwischen Karten, Zeitungsausschnitte, ein paar getrocknete Blumen. Sie suchte und forschte nicht. Sie nahm wahllos, was nur ihre Hände fassen konnten, und trug es zu dem Ofen, in dem noch ein wenig Blut flackerte. Einige Worte in einer großen Männerschrift, die besonders deutlich als Anrede zu oberst standen, fielen ihr in die Augen: „Mein goldhaariges Lieb! — Meine Göttin!“

Mit einem Schauer der Angst hielt sie auch ihr Licht noch an die Blätter, daß eine helle Flamme aufloderte. Rasch, vollständig mußte das vernichtet werden — dieses Verbrechen an Fritz und an seinem gläubigen Herzen!

Das Feuer war ihr zu langsam. Sie starzte ein paar Sekunden lang mit wildem Entsetzen auf die Rauchwolke, die es zu ersticken drohte, und warf dann hastig noch die in Brand gesetzte Zündholzschachtel zwischen die Blätter. Nun bäumten sie sich, flammten auf, zerfielen. Nur ein fremder, starker Duft zog noch durchs Gemach.



Rudolf v. Delbrück †.
Nach einer Photographie
von Carl Günther in Berlin.

Gittas Kopf sank erschöpft in die Kissen zurück, als Auguste mit ernstem, blassem Gesichte flüsterte: „Es ist geschehen.“

Die Furcht schien den müden Körper noch mit letzter Kraft durchströmt zu haben. Auguste griff nach der Klingel, um Fritz zu wecken, sie hatte nur noch Zeit, an den Schreibtisch zurückzuschleichen, den vergessenen Schlüssel abzulegen und zurückzutragen, ehe er eintrat.

Mit herzerreißendem Jammer schaute er auf die geliebten Züge, die nun unerkennbar

den Stempel des Todes trugen, und rief in verzweifelter Vorwurf: „Wie konntest du mich schlafen lassen, Auguste? Warum riebst du mich nicht früher?“

Der Arzt kam und schüttelte ernst den Kopf. Der Wintersturm heulte um das Haus. Wagen fuhren vorüber: Menschen, die vom Balle heimkehrten. Man hörte jeden Laut in der bangen Stille.

(Fortsetzung folgt.)

III Illustrierte Rundschau.

Der neue türkische Großwesir Ferid Pascha ist ein Albanese und in Balona an der Ostküste des Adriatischen Meeres geboren. Er zählt etwa 55 Jahre, und man rühmt ihm europäische Bildung, liberale Gesinnung und große Charakterstärke nach, deren er zur Durchführung der beabsichtigten Reformen in Mazedonien allerdings sehr bedürfen wird. Er hat in Konstantinopel alle Stufen der Beamtenlaufbahn durchgemacht, war eine Zeitlang Mitglied des Staatsrats und zuletzt Gouverneur von Konia. — Das Modell des Denkmals für den Generalfeldmarschall Grafen v. Moos hat der Bildhauer Harro Magnussen jetzt vollendet. Es zeigt die Figur Moos auf steinigem Unterbau und niedrigem Granitsockel in ruhiger, soldatisch strenger Haltung, angetan mit dem Interimsrock. Die Rechte ist leicht in die Seite gestützt, die Linke hängt herab. Das Haupt ist unbedeckt, was der Charakteristik des Kopfes zu gute kommt. Das Standbild wird in Bronze gegossen und 5 Meter Höhe erhalten, während das ganze Denkmal 9 Meter Höhe erreicht. — In Venezuela ist es zu einem Kampfe zwischen den deutschen Kriegsschiffen „Bineta“ und „Panther“ und dem Küstenfort San Carlos gekommen, das den schmalen Eingang zur Lagune von Maracaibo sperrt. Da es auf einer schmalen Landzunge tief auf flachem Strande erbaut ist, die „Bineta“ außerdem wegen der vor der Fahrinne liegenden Barre, einem gefährlichen Sandriff, in 6 Kilometer Entfernung liegen bleiben mußte, so gestaltete sich die Beschießung sehr schwierig. Es dauerte zwei Tage, ehe die Geschütze des tapfer verteidigten Forts zum Schweigen gebracht und die nach der See Seite gelegenen Befestigungen zerstört waren. Die Verhandlungen zwischen Venezuela und den verbündeten Mächten führt als Vertreter des Präsidenten Castro der amerikanische Gesandte in Caracas, Herbert W. Bowen, der sich zu dem Zwecke nach Washington begeben hat. Er ist am 29. Februar 1856 in Brooklyn (New York) geboren, wurde erst Advokat und begann seine diplomatische Laufbahn 1890 als amerikanischer Konsul in Barcelona. — Mit Rudolf v. Delbrück ist ein Staatsmann aus dem Leben geschieden, dessen Wirken mit der Entwicklung Preußens zum Grundstein des neuen Deutschen Reiches aufs innigste verknüpft war. Geboren am 16. April 1817 zu Berlin, trat er 1837 in den Staatsdienst, wurde 1848 Ministerialdirektor, 1867 Präsident des Bundeskanzleramts und im folgenden Jahre preussischer Staatsminister. Bei der Begründung des Reiches im Herbst 1870 führte er die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten und vertrat dann im Norddeutschen Reichstage die geschlossenen Verträge, deren Formulierung größtenteils sein eigenes Werk war. Bis 1876 war er als Präsident des Reichskanzleramtes Bismarcks fähigster und arbeitskräftigster Gehilfe.

Eine Bettlerschenke in New York.

(Mit Bild auf Seite 76.)

In der nordamerikanischen Riesenstadt New York gibt es in der Park Row eine Schenke, die nur von gewerbsmäßigen Bettlern besucht wird. Dort werden die Blinden sehend, die Lahmen gehend, die Krüppel strecken ihre Glieder, und jeder aus der edlen Gemeinschaft stärkt sich dort nach der anstrengenden Berufsarbeit. Der Wirt macht ein gutes Geschäft, er den 50 Cents (2 Mark), die ein New Yorker im Durchschnitt täglich zusammenficht, bleiben stets bei ihm hängen, meistens für Alkohol, die übrigen 10 Cents den Preis für die Stelle in einer der Massenherbergen des Ostens bilden.

Das k. k. Postmuseum in Wien.

(Mit Bild auf Seite 77.)

Das im ehemaligen Weltausstellungsgebäude im Wiener Prater untergebrachte k. k. Postmuseum umfaßt in seinen 25 Räumen eine Anzahl interessanter Gegenstände, die eine vollständige Übersicht der Geschichte, Entwicklung u. s. w. des Post- und Telegraphenwesens innerhalb des österreichischen Kaiserstaates, sowie der Leistungen der Weltausstellungsgesellschaft geben. Aus der Fülle des Vorhandenen geben wir einige der interessantesten Sachen wieder. Die meisten werden durch Bild und Unterschrift genügend erklärt, nur die Skizzen 1 und 5 bedürfen einiger Erläuterung. Die im Jahre 1772 zuerst in Wien eingerichtete Stadtpost hatte, da es damals noch keine Briefkästen gab, eine Anzahl Boten angestellt, welche die Briefe einsammelten und durch eine Holzklapper ihr Nahen verkündeten. Daher der Name Klapperpost. Der Post- oder Postvogel aber ist eine an einem 2 1/2 Meter langen Holzstock sitzende Eisenklammer in Form eines Vogelkopfes, mittels deren die Postbeamten in den furchtbaren Zeiten der Pestepidemie die Briefe entgegennahmen und überreichten, um sich vor Ansteckung zu schützen.



Herbert W. Bowen,
amerikanischer Gesandter in Venezuela.

Der reiche Kreier.

Eine Dorfgeschichte von Theodor Kabelitz.

(Nachdruck verboten.)

Hans Herbig hatte gar keine Aussicht, jemals seine Lina heiraten zu können. Daß Hans Herbig ein braver Bursche war, wurde von keiner Seite bestritten, groß und breit schultrig war er auch, er hatte ja bei der Garde gestanden. Aber Hans war nur ein Knecht, und Lina die Tochter des alten Bahlteich, des reichsten Bauern im Dorfe.

Daraus konnte man Bahlteich schließlich keinen Vorwurf machen, aber was die Leute über seinen Geiz und seine Habgier zu erzählen wußten, das grenzte schier ans Unglaubliche.

Als einziges Kind war Lina auch einzige Erbin ihres Vaters. Da fehlte es ihr natürlich nicht an Bewerbern. Doch einen anderen als Hans Herbig wollte sie nicht. Hans war Großknecht bei Bahlteich. Als Hausgenossen hatten Hans und Lina Gelegenheit genug, sich täglich zu sehen und zu sprechen. Auch ein Liebeswort ließ sich manchmal tauschen, wenn sie allein waren. Diese Möglichkeit war ihnen viel zu wertvoll, als daß sie dieselbe durch leichtsinniges Gebaren aufs Spiel gesetzt hätten.

Obwohl Hans Herbig durchaus nicht wußte, was er tun könne, um seine Aussichten zu verbessern, äußerte er sich an Linas zwei- und zwanzigstem Geburtstag dahin, daß nunmehr jedenfalls etwas geschehen müsse. Lina war vollständig seiner Meinung, und sie kamen überein, sich ein Los in der Staatslotterie zu kaufen.

Bei Gelegenheit des Jahrmarkts in der Kreisstadt ging Hans Herbig zu C. H. Lachmann. Das war eine sehr bekannte Firma. Links vom Hausflur befand sich die Abteilung für wollene und weiße Waren, auf der rechten Seite, wo der große eiserne Geldschrank stand, lag das Bank- und Lotteriegeschäft. Hans schlug die Richtung zum Geldschrank ein.

C. H. Lachmann hielt ihm eine Handvoll Lose zur Auswahl hin. „Ziehen Sie nur!“

Hans drückte und rückte die Schultern hin und her und konnte doch zu keinem Entschluß kommen. Am liebsten wäre es ihm schon gewesen, wenn das große Los irgend ein Kennzeichen gehabt hätte. Aber die Papierstreifen sahen sich rein zum Verwechseln ähnlich. Just im rechten Moment kam Lina Bahlteich herein. Wer nicht wußte, daß es auf Verabredung geschah, hätte glauben können, ein glücklicher Zufall habe sie hergeführt.

Hans atmete erleichtert auf. Lebhaft wendete er sich dem Mädchen entgegen. „Komm, Lina! Du sollst ein Los für mich ziehen!“ Lachmann kannte alle beide. Das ganze



Eine Bettlerhelfe in New York. (S. 75)

Soll und Haben der Bauern an Gold und Silber, an Feld und Wald, an Lust und Leid war in sein Gedächtnis eingetragen wie in ein großes Buch. Und weil der Kaufmann die Personen und die Verhältnisse kannte, darum wußte er auch, weshalb die beiden prächtigen Menschen, die so gut zueinander paßten, nicht zusammenkommen konnten, daß Linas Hand zögerte und ihre Finger bebten, weil sie das Los zog um ein doppeltes Menschenjoch.

Lachmann war ein bejahrter Herr. Beim Anblick dieser beiden jungen Leute, die ihre Hoffnung auf ein Lotterielos setzten, weil sie sonst nichts hatten, worauf sich eine Hoffnung bauen ließ, überkam ihn ein Gefühl warmen Wohlwollens. Und im tiefsten Herzensgrunde wünschte er, Linas bebende Hand möchte das große Los fassen. —

Einige Monate später kam der Postbote in Bahlteichs Hof. Er brachte einen eingeschriebenen Brief. Der alte Bauer war allein in der Stube. Nicht jedes Jahr kam es vor, daß die Post dort etwas abzugeben hatte. Bahlteich geriet in Aufregung. Das Schriftstück mußte sicherlich eine wichtige Sache betreffen. Das überlegte der Bauer, während er den Umschlag hinten und vorn betrachtete.

Auf der Vorderseite, am oberen Rande, stand dick gedruckt die Firma des Absenders: „C. H. Lachmann, Bank- und Lotteriegeschäft.“ Die Aufregung des Bauern wuchs. Er kannte den Absender sehr genau. Zu C. H. Lachmann ging er immer, wenn er Staatspapiere kaufen wollte. Ohne Umstände wollte Bahlteich den Umschlag aufmachen.

Der Postbote widersezte sich diesem Beginnen. „Der Brief ist nicht für Euch,“

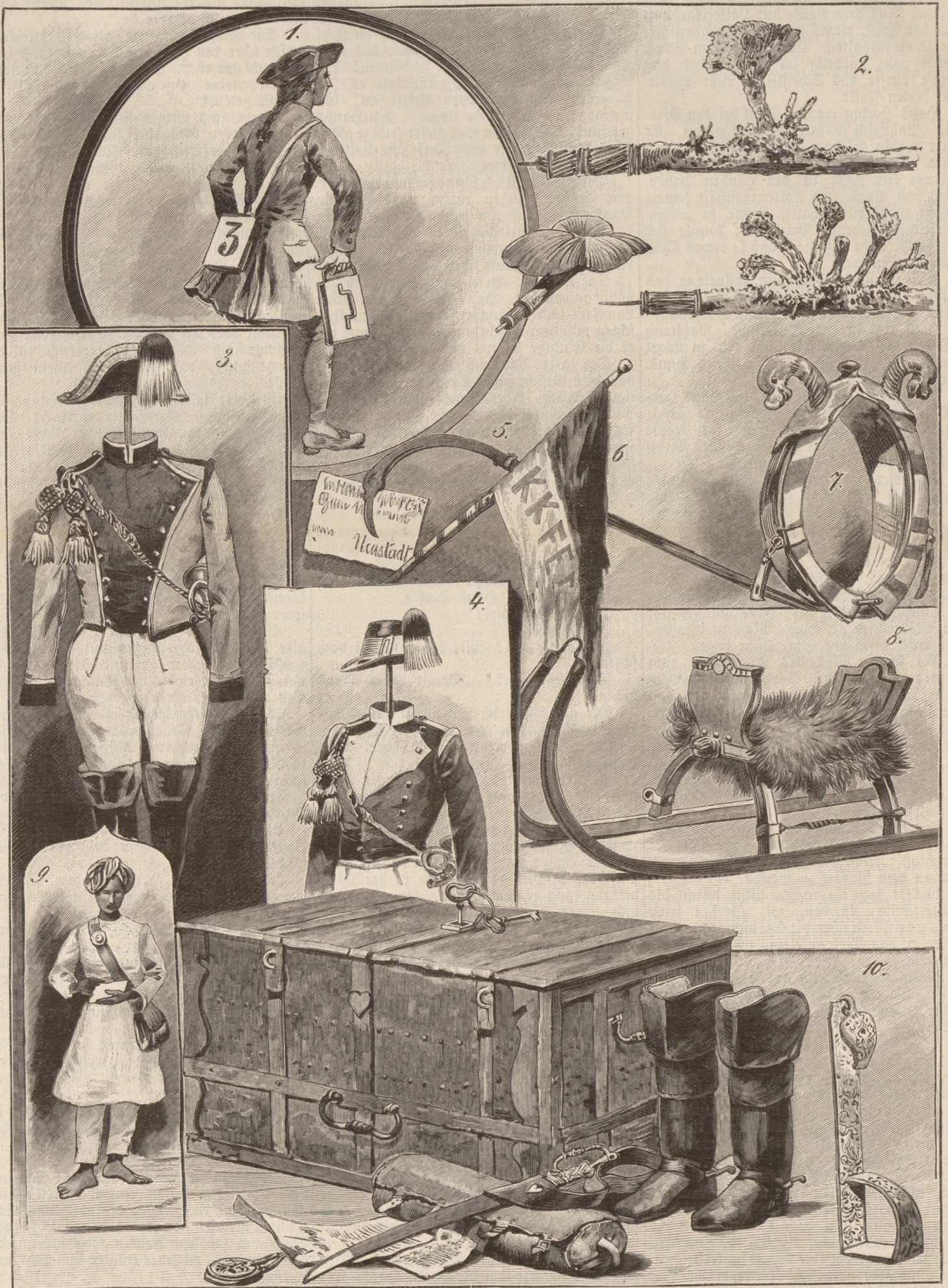
sagte er. „Die Adresse lautet: Herrn Hans Herbig bei Herrn Bahlteich. Ruft ihn herein, daß er mir den Schein unterschreibt!“

„Der Knecht ist nicht zu Hause. Laßt den Zettel hier! Ihr könnt ihn Euch morgen abholen.“

„Das geht nicht. Die Unterschrift muß ich haben, sonst bleibt der Brief bei mir.“

Um nichts hätte Bahlteich den Brief von C. H. Lachmann wieder aus dem Hause gelassen. Eilfertig ging er zu einem Wandtschrank, brachte eine rostige Feder und ein verstaubtes Tintenfaß auf den Tisch und sagte: „So! Nun gebt nur her! Ich werde unterschreiben.“

„Hans Herbig's Unterschrift muß ich haben. Eure nicht. Wenn der Knecht nicht hier ist, nehme ich den Brief wieder mit. Euch geht die Sache nichts an.“



Aus dem k. k. Postmuseum in Wien. (S. 75)

1. Die Klapperpost (18. Jahrhundert).
2. Fehlerstellen an Kabeln im Adriatischen Meer.
3. Postillon, Galaniform.
4. Postillon, gewöhnliche Uniform.
5. Post- oder auch Besatzvogel (1745).
6. Feldpostfahne aus dem bosnischen Feldzug (1878).
7. Maultierkummet (Bregenz).
8. Postschlitten, sogenannter „Gajst“ vom Semmering (18. Jahrhundert).
9. Ostindischer Briefträger.
10. Kassettruhe, Felleisen, Säbel, Postillonsstiefel, Steigbügel (18. Jahrhundert).

Der Bauer geriet in immer größere Aufregung. Aus dem Bank- und Lotteriegeschäft kam der Brief, etwas ganz Außerordentliches mußte er enthalten. Etwas . . . dem Bauer wurde ganz wirbelig im Kopf. Aus dem Hause durfte das Schriftstück nicht wieder. Auf keinen Fall!

Hans Herbig war im Stall bei den Pferden. Bahlteich wußte das ganz genau. Er hatte vorhin gelogen, als er etwas anderes sagte. Selber wollte er den Brief annehmen, ihn nur erst sicher in den Händen haben. Was das Bank- und Lotteriegeschäft seinem Knecht zu schreiben hatte, mußte er wissen. Ein eingeschriebener Brief! Er konnte sich überhaupt nicht besinnen, daß so etwas schon vorgekommen war.

Weil es nicht anders ging, öffnete er das Fenster und schrie über den Hof: „Hans! Hans! Komm doch mal rein, aber rasch!“

Hans trat in die Wohnstube. Bahlteich ließ den Briefträger gar nicht erst zu Wort kommen. „Du sollst unterschreiben, Hans. Hier ist ein Brief.“

Es dauerte geraume Zeit, bis Hans Herbig die rostige Feder dazu brachte, ihre Schuldigkeit zu tun. Schließlich wurde der Name Strich um Strich aufs Papier gemalt. Bahlteich sah mit funkelnden Augen zu.

Das Werk war vollbracht. Als der junge Mann sich aufrichtete, erhoben die Gänse im Hofe ein entsetzliches Geschrei. Ein junges Pferd hatte die Gelegenheit benutzt und war zum Stall hinausgelaufen. Nun sprang es lustig im Hofe herum, mitten hinein zwischen das Federvieh, das schreiend und flügelschlagend nach allen Richtungen auseinanderstob.

Ohne Zeitverlust eilte Hans hinaus, um den Störfried an seinen Platz zu bringen. Der Brief blieb auf dem Tische liegen.

Ein scharfer Blick des Alten flog zum Fenster hinaus in den Wirtschaftshof. Vorläufig mühte sich Hans umsonst ab, das Pferd in den Stall zurückzuschicken. Er kam sicher noch lange nicht. Bahlteich prüfte den Briefumschlag. Am oberen Rande, wo sich der Deckel über die Rückseite legte, blieb ein kleiner Spalt, gerade groß genug, das hölzerne Ende des Federhalters hineinzuschieben.

Der Bauer begann das Gerät zu drehen. Mit verblüffender Leichtigkeit löste sich der Verschluss. Nicht die geringste Beschädigung war an dem Papier zu merken.

Wieder flog ein rascher Blick durch die Fensterscheiben in den Hof. Soeben trieb Hans das Pferd über die Stallschwelle. Nun würde er das Tier anfetten, und dann kam er herein.

Hastig zog Bahlteich den Bogen aus der Hülle. Da der Brief einmal offen war, wollte er auch wissen, was darin stand. Und er las:

„Geehrter Herr!“

„Na so was!“ dachte Bahlteich. „Hat einer schon gehört, daß man einen Bauernknecht „geehrter Herr“ anredet!“ Selbst er, der alte Bahlteich, wurde in dem Bank- und Wechselgeschäft niemals anders als kurzweg „Bahlteich“ genannt. Und nun war sein Knecht ein „geehrter Herr“!

Es war ein ziemlich umfangreiches Schriftstück, und der Bauer war nicht daran gewöhnt, sein Geld mit Lesen zu verdienen. Dazu fuhr ihm nun doch die Angst in die Glieder, Hans werde plötzlich hereintreten. Aber da waren einzelne Worte unterstrichen. Das Wichtigste natürlich. Wenn er das las, war es vollständig genug, um alles zu verstehen. So glitten denn seine Augen fieberhaft über die Zeilen. Nur wo ein Strich unter dem Text war, blieben sie haften.

„. . . Ihr Los gezogen . . . Hauptgewinn . . . das große Los . . .“

Bahlteich fühlte einen Schwindel im Kopf. Das große Los! Wie viel mochte das sein? Und das hatte sein Knecht gewonnen! Das Bank- und Lotteriegeschäft kündigte es ihm in einem eingeschriebenen Briefe an! Gewonnen . . . das große Los . . . den Hauptgewinn! Und darum war dieser selbige Hans Herbig plötzlich für das Bank- und Lotteriegeschäft ein „geehrter Herr“!

Der alte Bahlteich schrat zusammen. Unter dem Fenster klangen ruhige, feste Schritte. Hans kam zurück, um seinen Brief zu holen.

Rasch den Briefbogen in den Umschlag! Rasch mit dem Gummiraud über die Zunge! Rasch mit der Faust über den Deckel!

Da lag der Brief auf dem Tisch . . . völlig unversehrt. Hans nahm seinen Brief. Langsam und bedächtig schnitt er den Umschlag mit dem Taschenmesser auf. Dann zog er die Einlage heraus und begann zu lesen.

Der alte Bahlteich wendete kein Auge von dem Gesicht seines Knechts. Er belauerte ihn förmlich. Aber Hans bewegte keinen Muskel. Nicht das leiseste Zucken verriet irgend welche Erregung. Langsam las er seinen Brief zu Ende, faltete ihn wieder zusammen und schob ihn in den Umschlag zurück. Dann steckte er alles in die Tasche und wollte gehen.

Der alte Bahlteich hielt es nicht aus. Er mußte sich Luft machen. Dabei legte er sein verwittertes Gesicht in die allerfreundlichsten Falten.

„Na, Hans! Tüchtig was gewonnen?“

„Hm!“ machte Hans Herbig.

„Ist es denn viel?“

„Nicht viel.“

„Aber wie viel? Mir kannst du es doch sagen!“

„Fünfzig Mark.“ — Damit ging Hans hinaus.

Der alte Bahlteich war außer sich. Fünfzig Mark! Na, so ein Lügner! Und ihm wollte er das vorreden! Ihn, dem alten Bahlteich!

Dann besann er sich. Hans war klug, daß er's nicht sagte. Wozu brauchte das jeder zu wissen? Da gab's bloß Bettelei. Seine Hochachtung vor dem jungen Manne wuchs. Hans war wirklich klug.

Der Bauer kam den ganzen Tag nicht aus dem Grübeln heraus, und in der Dämmerung ging er zum Lehrer. Er redete viel und lange, aber von dem eingeschriebenen Brief und was er darin gelesen hatte sagte er nichts. Nur ganz nebenbei erkundigte er sich, wie viel das große Los der Landeslotterie betrage.

Der Lehrer gab bereitwilligst Auskunft. So viel er wisse, betrage der Gewinn fünfhunderttausend Mark, also eine halbe Million. Mit dieser Auskunft machte sich der alte Bahlteich wieder auf den Heimweg. Was bedeuteten alle seine Staatspapiere gegen solche Schätze! Mindestens zehn Schwiegeröhne, wie er sie sich wünschte, gehörten dazu, wenn so viel zusammenkommen sollte.

Plötzlich fühlte der alte Bahlteich, wie es ihm siedendheiß über den Rücken lief. War Hans nicht ein stattlicher Bursche? Warum sollte der nicht sein Schwiegerohn werden? Er würde der Lina schon gefallen. Und schließlich konnte er als Vater ja ein Machtwort sprechen.

Als der alte Bahlteich seinen Hof betrat, war der erste, der ihm begegnete, Hans. Der Knecht trat, als er des Bauern gewahr wurde, an ihn heran und sagte: „Ihr habt wohl nichts dagegen, wenn ich am Sonntag nach der Stadt gehe? Ich möchte etwas besorgen.“

Mittags füttert August die Pferde, zum Abend bin ich wieder da.“

Die Sache kam dem alten Bahlteich zu rasch über den Hals. So weit voraus hatte er noch gar nicht gedacht. Halb unbewußt gab er seine Zustimmung. „Na ja! Du kannst geh'n.“

Hans ging wieder an seine Arbeit.

In tiefen Gedanken saß der alte Bahlteich auf der Ofenbank. Die Sache war ja nun vollständig klar. Nächsten Sonntag ging Hans nach der Stadt und holte das Geld. Aber wenn er es geholt hatte, was wurde dann damit? Am Ende brachte er es gar nicht mit ins Haus. Das ging nicht an. Bahlteich wollte jedenfalls wissen, wo das viele Geld blieb. Obendrein — junge Leute sind manchmal leichtsinnig, besonders wenn sie die Tasche voll Geld haben. Sie trinken, sie spielen wohl gar! Was konnte da nicht alles mit dem Gelde geschehen! Verhältnismäßig rasch kam Bahlteich zu der Überzeugung, daß Hans nicht allein gehen dürfe.

Weshalb sollte die Sache überhaupt bis zum Sonntag aufgeschoben werden? Sein Vermögen hat man am besten im Hause. Der alte Bahlteich war mit sich im reinen. Als Herrschaft und Gesinde einträchtig um den großen Tisch beim Abendessen saßen, wendete sich der Bauer an seinen Großknecht. „Du hast was von der Stadt gesagt. Es braucht doch nicht gerade Sonntag zu sein?“

„Sonntag braucht's nicht zu sein. Ich dachte aber, es wäre Euch lieber.“

„Ich muß morgen doch hinein. Du kannst mitfahren und deine Geschäfte besorgen.“

Während der Fahrt zur Stadt war der alte Bahlteich sehr aufgeräumt. Rein kameradschaftlich redete er mit seinem Knecht, aber von dem Gewinn erwähnte er kein Wort. Erst mußte das Geld erhoben werden.

In der Ausspannung überließ er Hans die Sorge für die Pferde. Er selbst hielt es nicht mehr aus, mit Allgewalt zog es ihn zu C. H. Lachmann, wo der Schatz aufgespeichert lag. Er hatte dort zwar keine Geschäfte, aber er konnte doch immer auf den Busch klopfen.

Lachmann empfing ihn wie immer. „Na, Bahlteich, ein bißchen in der Stadt? Wie geht's denn?“

„Wie soll's geh'n, Herr Lachmann. Schlecht wie immer! Rein gar nichts bringt die Wirtschaft ein!“

„Sie wollen natürlich wieder Papiere kaufen. Ruffen sind gerade billig zu haben.“

Da Bahlteich keine Papiere kaufen wollte, trat eine Pause ein. Lachmann spielte mit seinem Bleistift und wartete.

„Mein Knecht ist auch in der Stadt,“ sagte der Bauer bedeutungsvoll.

„So?“ meinte Lachmann.

„Der ist ja nun ein „geehrter Herr“ geworden,“ fuhr Bahlteich fort. „Ja, ja! Wenn einer Glück hat!“

Der Kaufmann merkte, daß da etwas im Hintergrunde lauere. „Ja, von wem sprechen Sie eigentlich, Bahlteich?“

„Nun, von Hans Herbig.“

Lachmann erinnerte sich des Namens, auch der Vorgang an jenem Markttag fiel ihm wieder ein. War's nicht Bahlteichs Tochter gewesen, die damals das Los zog? Lachmann sah den Bauern forschend an, die Spannung des Mannes entging ihm nicht, und er lächelte.

„Ah,“ sagte er dann, „Herr Herbig ist auch hier? Dann kommt er auch zu mir — gewiß! Ich hoffe sehr, Herrn Herbig heute noch zu sehen.“

Nun wurde Bahlteich deutlicher. „Ist es wirklich wahr, daß er so viel gewonnen hat?“

„Hat Ihnen Herr Herbig das gesagt?“
„Natürlich! Woher sollte ich es sonst wissen?“ log der Bauer frisch drauf los.

Lachmann wußte jetzt, woran er war, und beschloß danach zu handeln. „Wenn Ihnen Herr Herbig das gesagt hat, wird's ja wohl seine Richtigkeit haben,“ versetzte er.

Der alte Bahlteich wurde ganz zutraulich. „Wie viel ist es denn ganz genau, Herr Lachmann?“

Man hätte gar nicht glauben sollen, wie viel Strenge C. H. Lachmann in sein Gesicht legen konnte. Er zerschmetterte Bahlteich förmlich mit seinen Blicken.

„Bahlteich, was glauben Sie eigentlich von mir? Bilden Sie sich ein, daß ich mit jedem beliebigen Menschen über die Geschäfte meiner Kundschaft rede? Und nun sagen Sie mir endlich, was Sie eigentlich wollen. Nachher, wenn Herr Herbig kommt, darf ich nicht gestört werden.“

Der alte Bahlteich war vollkommen geknickt. „Es hat keine Eile — ich habe Zeit — ich kann ja wiederkommen, wenn's Ihnen besser paßt, Herr Lachmann.“ Mit eingezogenem Kopf schob er ab.

Lachmann sah ihm nach, bis er die Tür hinter sich zumachte. „Alter Ganner — warte!“ murmelte er zwischen den Zähnen.

Der alte Bahlteich hatte keinerlei Geschäfte in der Stadt. Da er bei Lachmann nicht bleiben konnte, ging er nach der Ausspannung zurück, um Hans Herbig nicht aus den Augen zu verlieren, wenn er sich in das Bank- und Lotteriegeschäft begeben würde. Ungeduldig drückte sich der Bauer in der Nähe der Ausspannung herum. Der junge Mann kam nicht. Er ging in die Gaststube und dann in den Stall, um nachzusehen. Hans war nicht da.

Ein ungeheurer Schrecken überfiel den alten Bahlteich. Der Knecht war ihm entwichen! Heimlich hatte er sich davon gemacht! Wahrscheinlich wollte er überhaupt nicht wieder mit ins Dorf. Bahlteich nahm sich nicht Zeit, den Gedanken zu Ende zu denken. Atemlos eilte er zurück zu C. H. Lachmann. Richtig! Am Zahlstisch stand der Gesuchte.

Als der Bauer eintrat, brach die Unterhaltung plötzlich ab. Lachmann sah ihn streng an. „Was wollt Ihr schon wieder, Bahlteich?“

„Ich wollte . . . unser Geschäft könnten wir jetzt abmachen, dachte ich.“

„Ich habe Euch schon gesagt, daß ich nicht gestört sein will, wenn ich mit Herrn Herbig verhandle. Ich habe keine Zeit jetzt.“ Dann machte er eine Verbeugung vor dem jungen Manne. „Bitte, kommen Sie in mein Privatkabinett, Herr Herbig. Dort sind wir vor Störung sicher.“

Als Hans nach einiger Zeit das Bank- und Lotteriegeschäft verließ, trug er sich noch einmal so gerade wie gewöhnlich. Lachmann begleitete ihn bis vor die Haustür. Von dort aus blickte er rechts und links die Straße hinab. Dann deutete er auf eine Gestalt, die sich langsam in der Ferne bewegte.

„Sch'n Sie, dort wartet er auf Sie. Vergeßen Sie nicht, was wir verabredet haben, und zählen Sie fest auf mich!“

Der alte Bahlteich rief Hans schon aus der Ferne an. „Na, Hans, alles in Ordnung? Ich bin auch fertig. Nun wollen wir frühstücken. Und eine Flasche Wein trinken wir dazu. Können es uns ja leisten, wir zwei! Ge?“ Jovial stieß er ihm mit dem Ellenbogen in die Seite.

„Frühstücken können wir. Und den Wein

werde ich bezahlen — zum Abschied. Ich will mich verändern.“

„Aber Hans! Warum denn das?“

„Weil ich heiraten und mich selbständig machen will. Glaubt Ihr, ich will ewig Knecht bleiben?“

„So, so!“ versetzte Bahlteich verständnisvoll. „Nun, Hans, ich denke, da wird sich Rat schaffen lassen.“

Nach der Heimkehr fanden mehrere wichtige Unterredungen statt. Zunächst sprach der alte Bahlteich mit seiner Tochter.

„Lina, weißt du schon, daß unser Hans fort will?“

Lina sah ihren Vater erstaunt an. „Was sagt Ihr?“

„Ja, er hat das große Los gewonnen. Nun will er heiraten und sich selbständig machen. Und siehst du, Lina, da habe ich gedacht, wenn du ihn nähmest —“

„Vater!“

„Dann brauchte er nicht wo anders hinzugehen, Lina.“

Die zweite Unterredung fand etwas später statt, zwischen Lina und Hans.

„Der Vater spricht so komisch, Hans. Was ist das eigentlich mit dem großen Los?“

Hans wurde sehr ernst. „Wie dein Vater auf die Idee vom großen Los kommt, weiß ich nicht. Aber wenn er mich nun fragt, ob ich dich haben will, soll ich dann nein sagen, Lina?“

„Gewiß nicht, Hans! Aber das Geld! Du kennst ihn ja. Er wird Geld haben wollen.“

„Das kann ich ihm schaffen. Lachmann hat's mir angeboten heute morgen. Was er dabei hat, geht mich nichts an. Er macht Geldgeschäfte und muß wissen, was er tut. Riskiert ist ja überhaupt nichts dabei. Der Hof ist das Dreifache wert. Also was soll ich tun, Lina?“

„Umehnen natürlich! — O Hans, wie froh bin ich!“

Als nach dem Abendessen die Leute hinausgingen, hielt der alte Bahlteich Hans im Zimmer zurück.

„Sag mal, Hans, war das dein Ernst, daß du heiraten willst?“

„Ja, mein voller Ernst.“

„Aber darum brauchst du doch nicht fortzugehen! Meine Wirtschaft kennst du nun, du kannst doch auch die Lina nehmen.“

„Ja, wollt Ihr sie mir denn geben?“

„Gewiß, gern sogar. Und wenn dir die Wirtschaft zugeschrieben wird, dann gibst du mir das Geld, das du bekommen hast auf das große Los.“

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt mit dem großen Los. Ich hab' es nicht gewonnen. Aber wenn Ihr mir die Lina gebt — Ihr habt gesagt, fünfzigtausend Mark muß Euer Schwiegerjohn haben. Gut also! In dem Tage, wenn mir der Hof zugeschrieben wird, zahle ich Euch fünfzigtausend Mark bar aus. Ich schreibe dann ein paar Worte an Lachmann, der . . .“

Nun stockte Hans doch. Das Glück seines Lebens hing an den folgenden Worten. Die Versuchung war groß. Aber nein! Er wollte sein Leben nicht auf eine Lüge bauen. Mit geradem Blick sah er dem Alten ins Gesicht. Dann vollendete er mit fester Stimme den Satz: „ . . . der leiht sie mir!“

Die schicksalsschwere Zögerung war dem alten Bahlteich nicht entgangen. Als das Wort heraus war, hätte er beinahe gelacht. C. H. Lachmann, der geriebene Geschäftsmann, ließ seinem Knecht fünfzigtausend Mark! Nicht übel! Etwas schlauer hätte sich Hans doch ausreden können! Er klopfte dem jungen Mann freundlich auf die Schulter. „Na,

laß mir, Hans! Du bist ja ein ganz Kluger. Aber der alte Bahlteich ist doch noch ein bißchen früher aufgestanden. Und wenn du denn durchaus nicht mehr herausgeben willst, gut — gib fünfzigtausend, wie du gesagt hast. Es bleibt ja doch alles in der Familie.“

„Ja! In der Familie bleibt es,“ meinte Hans.

Dann wurde Lina hereingerufen, und am anderen Tage fuhren die Verlobten in die Stadt, um das Aufgebot auf dem Standesamt anzumelden.

Vier Wochen später erfolgte im Amtsgericht die Umschreibung der Wirtschaft. Lachmann händigte Hans Herbig fünfzigtausend Mark ein und erhielt dieselben noch an demselben Tage vom alten Bahlteich zurück, der dafür Staatspapiere eintauschte.

Dann wurde Hochzeit gehalten. Und eine fröhliche Hochzeit war es. Der Fröhlichsten einer aber war C. H. Lachmann, den man auf seinen ausdrücklichen Wunsch eingeladen hatte.

Jahre vergingen. Der alte Bahlteich ruhte längst draußen, von wo keiner zurückkehrt. Aber der Hof gedieh, und das junge Paar war glücklich.

In einem Sonntag kramte Hans im Schrank zwischen alten Papieren herum. Sein Weib saß am Fenster und ließ das kleinste Töchterchen in ihrem Schoß hüpfen. Zwei etwas größere Knaben spielten zu ihren Füßen.

„Lies doch mal, Lina!“ sagte Hans und hielt ihr ein vergilbtes Blatt hin. Und Lina las:

„Geehrter Herr!

Ich beehre mich, Ihnen hierdurch ergebenst mitzuteilen, daß Ihr Los gezogen worden ist. Leider entfiel darauf mir ein kleiner Gewinn von fünfzig Mark. Da aber die Ziehung soeben erst begonnen hat, so befindet sich noch der Hauptgewinn im Glücksrade, vielleicht gewinnen Sie doch noch das große Los. Ich empfehle Ihnen daher, einen neuen Versuch zu machen. Sollten Sie das beiliegende Fünftel nicht behalten wollen, so erbitte ich es mir mit wendender Post zurück.

Achtungsvoll

C. H. Lachmann.“

Lina sah ihren Gatten verständnislos an. „Was ist damit, Hans?“

„Diese Zusage bekam ich damals, als ich das große Los gewonnen haben sollte. Ich habe öfters gedacht, dein Vater muß es zum Teil gelesen und nicht verstanden haben. Wie wäre er sonst zu dem Glauben gekommen, den er sich nicht ausreden ließ.“

„Ja, ja,“ sagte Lina, „so ist Vater gewesen. Und daß du ihm die reine Wahrheit sagtest, das hat ihn erst recht in seiner vorgefaßten Meinung bestärkt.“ Die junge Frau lächelte still vor sich hin. „Also das war das große Los!“

„Nein, Lina, nein!“ sagte Hans lebhaft. „Das große Los habe ich aber doch wirklich gewonnen, als ich dich kriegte.“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Konsul und sein Pfeifer. — Gajus Duilius erfocht als Konsul im ersten Punischen Krieg (264 bis 241 v. Chr.) mit der ersten römischen Kriegsstotte den großen Seesieg der Römer bei Milä an der Nordküste von Sizilien über die Kartthager. Duilius hatte eine Kriegsmaschine erfunden, die sich auf das vorrückste bewährt und nicht zum wenigsten dazu beigetragen hatte, einen so glänzenden Sieg zu erringen. Bei seiner Rückkehr erwartete ihn ganz Rom vor den Toren und führte ihn im Triumph zum Kapitol, wo der Senat seiner harrete.

Als er dort erschien, verkündete ihm der Senat,

daß er ihm zur Belohnung seines Sieges eine Auszeichnung zugebacht habe, die seinem Stolge ungemein schmeicheln würde; er solle nämlich niemals seine Wohnung verlassen, ohne daß ihm ein Musiker voranginge, der unter Pfeifentlang der Menge verkündete, daß derjenige, welcher ihm folge, „der berühmte Duilius, der Befieger der Karthager“ sei.

Duilius war über diese Ehre ungemein glücklich. Er kehrte in seine Behausung zurück, begleitet von dem Pfeifer, welcher mit lauter Stimme verkündete, wer er sei, und jubelnd schrie das Volk: „Es lebe Duilius, der Befreier Roms!“ Der Konsul war trunken vor Entzücken, und mehrmals verließ er seine Wohnung, wenn er auch außerhalb derselben nichts zu tun hatte, nur um sich der ruhmvollen Auszeichnung zu erfreuen.

So ging alles vortrefflich bis zum Abend. Der Konsul hatte nämlich eine Braut, die er anbetete und nach deren Anblick ihn verlangte. Als seine

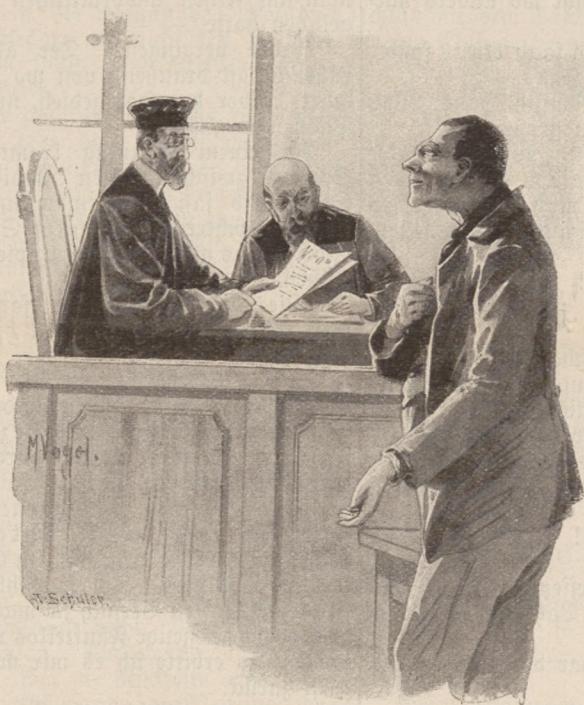
Sanduhr die sechste Stunde verkündete, schickte er sich an, den Palast zu verlassen, um sich unbemerkt zu seiner Braut zu begeben. Er hatte aber die Rechnung ohne seinen Pfeifer gemacht. Kaum hatte er die Straße betreten, als auch sein Pfeifer, der beständig in seinem Dienst war und sein Hinaustreten aus der Pforte gewahrt hatte, ihm voraneilte und unter hellem Pfeifenton mit lauter Stimme verkündete: „Seht her, hier kommt der Konsul Duilius, der Befreier Roms!“ Wer noch auf den Straßen war, hemmte seine Schritte und starrte den Ruhmgekrönten an; alle Fenster und Haustüren taten sich auf, kurz, die ganze Bevölkerung des Stadtviertels kam auf die Beine und jubelte und schrie: „Es lebe Duilius, der Befreier Roms!“

Das war nun sehr schmeichelhaft für ihn, aber auch sehr belästigend. Der Konsul gebot seinem Pfeifer, zu schweigen; dieser aber entgegnete, daß er viel zu strengen Befehl von dem Senat erhalten

habe und daß er pfeifen und rufen würde, bis ihm der Atem ausginge. Aus dem erwünschten Stelldichein bei der Geliebten konnte unter solchen Umständen nichts werden. Verzweiflungsvoll kehrte der Gefeierte in seinen Palast zurück.

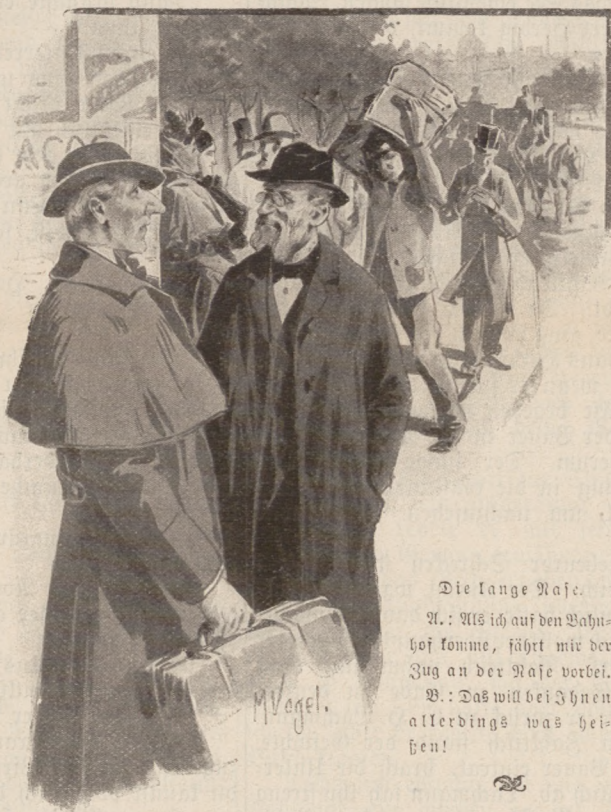
Während der nächsten Tage wiederholte er seine Versuche, ohne großes Aufsehen zu seiner Braut zu gelangen, allein auch diese schlugen fehl, und er kam ganz außer sich, niemals sein Inkognito bewahren zu können. Da begab er sich kurze Zeit darauf wieder nach Sizilien, wo er seinen Zorn an den Karthagern ausließ und sie noch einmal schlug und zwar so tapfer, daß man glaubte, es sei mit den Punischen Kriegen auf immer zu Ende. Rom war vor Freude außer sich, und man beschloß, den Sieger auf noch glänzendere Weise zu empfangen als das erste Mal. Der Senat versammelte sich und sah darüber gerade zu Rate, als man plötzlich den durchdringenden Schall der Pfeife und das Jubelgeschrei des

Humoristisches.



Ein gemütlicher Mensch.

Richter (zum Verurteilten): Nehmen Sie die Strafe an oder nicht?
Angeklagter: Herr Richter, wenn's auf mich ankommt, dann natürlich nicht.



Die lange Nase.

A.: Als ich auf den Bahnhof komme, fährt mir der Zug an der Nase vorbei.
B.: Das wird bei Ihnen allerdings was heißen!

Volkes vernahm. Es war der Sieger, der früher, als man erwartet hatte, heimkehrte. Vor den Senat geführt, vermutete er den Grund der Beratung; rasch trat er vor und sprach: „Ihr Väter Roms, nicht wahr, ihr beratschlagt miteinander, welche Ehren mir zu teil werden sollen?“

„Wir möchten,“ lautete die Antwort, „dich gern zu dem Glücklichsten der Sterblichen machen.“

„Wohlan,“ sprach Duilius, „wollt ihr mir das gewähren, was ich am meisten wünsche?“

„Sprich, sprich,“ rief der ganze Senat wie mit einer Stimme, „beim Jupiter, was du verlangst, es soll dir gewährt werden!“

„Gut, ihr Väter Roms,“ entgegnete der Konsul, „nehmt mir zur Belohnung dieses meines zweiten Sieges den verwünschten Pfeifer wieder ab, den ihr mir als Auszeichnung für den ersten verleiht habt!“ [C. L.]

An Sidesstatt. — Der hohenloheische Graf Wolf ließ keinen seiner Cinnnehmer, Beamten oder anderen Diener den Dienstleid schwören, sondern ging mit ihm bei dessen Bestallung an das Fenster, von wo aus man den Galgen und das Gericht sehen konnte. Hier pflegte er ihm die Bestallung mit den Worten zu überreichen: „Nimm hin den Brief, in welchem ich mich für deine Arbeit und Treue zu deiner Belohnung und Besoldung verbinde; siehe aber diese Stätte gleichfalls an, die denjenigen bereitet ist, die sich in Untreue betreten lassen.“ [W. S.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 11.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 9:
Selbst in der Beschränkung genießt Zufriedenheit.

Somonym.

Zum Saal drängt man sich mühsam im Gewühle
Der Menschen; eine wilde Jagd auf Stühle
Erhebt sich drin. Wer winkt mir freundlich dort?
Wie gut! Mein Platz — ich seh's, er ist das Wort.
Man hat noch Zeit. Nun gilt's, sich zu erwinen
Den Kellner schnell; ein Seidel möcht' ich trinken
Und auch an einem Brötchen mich erfreuen,
Doch muß daselbe Wort dies Brötchen sein!
Doch jetzt — schon raucht der Vorhang in die Höhe,
Der großen Säug'rin alles lauscht. Doch wehe!
Ist das die süße Stimme? Rühme mehr!
Das Wort ist heute sie, und zwar recht sehr!

Auflösung folgt in Nr. 11.

Wort-Rätsel.

Ein deutsches Flächenmaß,
Ein deutsches Bindewort —
Dies beides nennt vereint
Ein fremdes Volk sofort.
Auflösung folgt in Nr. 11.

Auflösung des Vorsilben-Rätsels in Nr. 9:
Anfiedler — Einfiedler.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.